



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Daiber, Albert: Im Lande des Kondors : Plaudereien aus Chile. 7. Stürme zu
Land und zu Meer

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sgelfströms lachte und scherzte, zog schon das furchtbare Gewitter herauf, das den meisten Teilnehmern dieser fröhlichen Tafelrunde den Untergang bringen sollte.

(Fortsetzung folgt)



Im Lande des Kondors

Plaudereien aus Chile von Albert Daiber

7. Stürme zu Land und zu Meer



eit einigen Monaten schon weilte ich wieder in Valparaiso. Eine eigentümliche, nicht mit Worten zu beschreibende Spannung lag förmlich in der Luft. Zwar waren die Wahlen für die Camara de Diputados dank dem Aufgebote polizeilicher Macht ohne allgemeine Störung des Friedens in und um Valparaiso abgelaufen, was sonst nicht immer der Fall ist. Mit Musik und Fahnen zogen die verschiedenen Parteien in der Stadt herum, ihre Kandidaten begrüßend. Diese hielten dann vom Balkon eines Hauses herab schwingvolle Reden, die jeweils mit einem brüllenden Viva für den Redner beantwortet wurden, mit einem ebenso tolleren Abajo von den Gegnern, wenn die feindlichen Parteien aneinander vorbeiging. Tätliche Ausschreitungen der feindlichen Brüder verhinderte so gut wie möglich die berittne Polizei.

Die Masse des Volks in Chile ist nur Stimmmaterial, das leicht und billig für die unlauteren Zwecke der Volkstribunen gewonnen werden kann. Aber eins muß ich den Chilenen, ohne Unterschied des Standes, lassen: es sind geborne Redner. Es ist geradezu erstaunlich, wie diese Leute schwatzen können! Voll Feuer sind die Bewegungen, mit denen der Redner seine Worte begleitet; der ganze Körper redet sozusagen mit, jede Muskel ist in Tätigkeit, das Pathos der Stimme des besten Schauspielers würdig. Aber fragt man nach dem Sinne der langen Rede, analysiert man sie objektiv, so findet man nur eine Masse hohler Versprechungen, sinnloser Phrasen, in Summa offenkundigen Unsinn. Und dieser genügt vollkommen der in ihrer Mehrheit ja doch nur den Unverstand repräsentierenden Masse. Zwischen den vielen Hafenarbeitern und einigen Dampfergesellschaften war Streit ausgebrochen. Es handelte sich um eine bessere Bezahlung, die die Arbeiter forderten. Sie war bis zu einem gewissen Grade auch völlig berechtigt; denn die bisherigen Lohnverhältnisse waren so gering, daß die Leute auch bei ihrer natürlichen Bedürfnislosigkeit kaum zu existieren vermochten. Der bis dahin befolgte Grundsatz schamloser Ausnutzung der menschlichen Kraft erlitt durch die Ausstandserklärung in Valparaiso den ersten schweren Stoß. Anstatt sich aber gegenseitig ein wenig entgegenzukommen, veranmten sich beide Teile mehr und mehr in ihre Schroffheit. Besonders die unter der Leitung eines chilenisierten Engländers stehende Dampfergesellschaft Cia Sud-Americana de Vapores tat sich in der schärfsten Ablehnung aller Vor-

schläge hervor. Auf sie fiel auch zunächst der Haß der Masse. Dieser Haß wurde aber nach und nach auch auf die ganze übrige besitzende Gesellschaft übertragen. Der Pöbel regte sich. An Hekern politischer Färbung, die gern im trüben fischen wollten, fehlte es nicht. Die Regierung schloß und wollte nichts hören. Die leidige Politik, das Mittel zum Zweck eigener Bereicherung, beherrschte die führenden Kreise. Auch diese ignorierten die Anzeichen des nahenden Sturmes. Ja man fing an, darüber zu spotten und zu lachen in dem Maße, als sich die Wolken der nahenden Empörung mehr und mehr über Valparaiso zusammenballten. Der Leichtsinn der herrschenden Klasse ließ bei ihr keinen klaren Begriff von dem Ernst der Lage aufkommen.

Es war im Mai 1903. Schon war hier und da Blut geflossen, Schüsse wurden auf feindliche Arbeiter abgegeben, Menschenmassen trieben sich am Hafen und in den Straßen der untern Stadt umher, einen Zusammenstoß mit der bewaffneten Macht förmlich provozierend. Die berittne Polizei säuberte zwar energisch die Straßen und trieb die Menschenhaufen, in denen die Rotos eine Hauptrolle spielten, immer wieder auseinander. Dadurch stieg die Wut der Menge ins Ungemessene. Sie wurde beim Intendanten (eine Art Regierungspräsident) der Provinz Valparaiso vorstellig und verlangte drohend den Rückzug der Polizei in ihre Kaserne. Unter den obwaltenden Umständen wäre die einzig richtige Antwort auf dieses freche Verlangen, das schon von Plünderungen von Läden im Hafenquartier begleitet war, das rücksichtsloseste, verschärfte Vorgehen gegen die Unruhfister gewesen. Jetzt handelte es sich nicht mehr um eine Art von Streik, sondern um einen regelrechten Aufstand, um die Bedrohung der Existenz der Besitzenden, d. h. der gesamten Handelswelt, um Ehre und Ansehen von Stadt und Land.

Aus der anfangs rein örtlichen Streitfrage zwischen einigen arbeitgebenden Gesellschaften und ihren Angestellten war nun ein Kampf der untern Massen gegen die bessere Gesellschaft geworden. Die Kommune hatte ihre Fahne entwickelt. Am 12. Mai, einem prächtigen, warmen Tage, ging die Geschichte los. Der Intendant hatte sich auf das an ihn gestellte Ansuchen noch nicht schlüssig gemacht. Inzwischen waren die in Valparaiso verfügbaren See- und Landtruppen aufgeboden worden und standen Gewehr bei Fuß am Hafen, auf der großen Plaza Sotomayor. Lachend sahen die Soldaten dem tollen Treiben ihrer Brüder zu. Auch ich betrachtete mir dieses Schauspiel; es interessierte schon vom psychologischen Standpunkt aus. Halbwüchsige Jungen fuhren in Karren Steine herbei, die sie ungestört und keck vor den Füßen der Soldaten ausleerten. Sie dienten der Menge als Wurfgeschosse gegen die berittne Polizei, die von Zeit zu Zeit mit dem Säbel energisch gegen den Pöbel vorging. Hier und da knallten Schüsse aus dem Volkshaufen, Verwundete wurden weggetragen, als endlich die Weisheit des Intendanten entschied, daß dem Verlangen des Volkes stattzugeben sei. Um die Leute nicht noch mehr zu reizen, müsse die Polizei, berittne wie unberittne, sofort zurückgezogen werden — er appelliere an das Volk und garantiere für die Ruhe und Sicherheit von Valparaiso. Nun war der liebe Pöbel Herr. Mit donnerndem Vivatgebrüll empfing der Mob den Beschluß des Lokalregenten und machte sich sofort an die Arbeit.

Die Sache begann toll zu werden. Die Geschäfte schlossen so schnell wie möglich. Es war plötzlich, als ob eine feindliche Flotte vor Valparaiso erschienen wäre und mache sich nun zum Bombardement der Stadt bereit.

In der nächsten Nähe des deutschen Klubs, in der Calle Blanco, war das stattliche Gebäude der Compañia Sud-Americana de Vapores. Was ich hier sah, hätte ich noch vor wenig Augenblicken für eine Unmöglichkeit erklärt, so unglaublich wäre mir selbst die Sache vorgekommen. Aber ich träumte wirklich nicht und konnte nicht genug darüber staunen, daß angesichts der bewaffneten Macht, Marineinfanterie, die unter dem Kommando ihrer Offiziere Gewehr bei Fuß als Zuschauer dastand, Zeitungsbuben und andre junge Verbrecher in völliger Angestörtheit mit Petroleumkannen herumsprangen, das Gebäude mit dem Brennstoff anstrichen und unter höllischem Freudengeschrei anzündeten. Über die Dächer der benachbarten Häuser hinweg mußten sich die Insassen des brennenden Hauses retten. Die Bomberos aber, die zur Löscharbeit ausrückten, wurden durch den Mob daran gehindert. Durch diese erste Heldentat kühn geworden, zog ein Haufe des Pöbels hinüber in die Hauptgeschäftsstraße der Stadt, die Calle Esmeralda. Dort erhebt sich ein Prunkbau. Es ist der Sitz von Redaktion und Druckerei des El Mercurio, des größten und führenden Blattes von Chile. Als Vertreter der Besitzenden hatte das Blatt die Wut des Pöbels besonders gereizt. Ein Hagel von Steinen, Flaschen und andern Wurfgeschossen eröffnete den Sturm auf das Gebäude, das ebenfalls in Flammen aufgehn sollte. Mit Beilen wurden die geschlossenen Türen einzuschlagen gesucht. Die Angestellten des Blattes aber hatten sich mit Gewehren bewaffnet und nahmen den Kampf mit den Anstürmenden auf. Aus den Fenstern des Hauses wurde das Feuer eröffnet; ganze Salven krachten; die Kugeln piffen, und eine Reihe der tollen Menschen wälzte sich in ihrem Blute. Auf einen solchen Empfang war der Mob nicht gefaßt gewesen. Heulend vor Wut zog er ab. Schauernd wandte ich mich von dieser Schreckenszene weg. Herr von Valparaiso war für den Augenblick, das kam mir klar zum Bewußtsein, der Pöbel. Kein Befehl zum militärischen Einschreiten traf von Santiago ein. Die kindlichen Beruhigungsversuche des Intendanten durch Schönredereien nützten nichts. Vor einigen Stunden hätte energisches Auftreten, kurze aber rasche Anwendung der Waffen noch genügt — mit dem Mob kann nur durch den Mund der Kanonen gesprochen werden! —, jetzt aber genügten die wenigen Truppen überhaupt nicht mehr. Sie spielten nur die Rolle des müßigen Zuschauers. Als ich auf den Cerro Concepcion hinaufstieg, wo ich wohnte, strömte eine Unmasse von Menschen, Männer, Frauen, Kinder, von oben herab an mir vorbei. Es war, als ob die Hölle alle Teufel ausgespien hätte, solche Galgen- gesichter hatten die meisten dieser Leute, die ihrem Vergnügen, nun nach Herzens- lust rauben und plündern zu können, offenen Ausdruck verliehen.

Der Abend brach an. Gewehrgeknatter, das Gebrüll der wütenden Menschen, das Krachen eingeschlagener Läden und Magazine tönte unheimlich bis in mein Häuschen von unten herauf. Dann färbte sich der Himmel blutig-rot. Der Malecon, der große Quai, auf dem für gewaltige Summen Waren aller Arten aufgestapelt waren, brannte. Nach der umfangreichen Plünderung

der Warenvorräte wurden Eisenbahnwagen, wie der Malecon selbst, mit Petroleum begossen und angezündet. Ein Glück für Valparaiso, daß die Nacht zufällig windstill war, und der um diese Zeit häufige Nordwind nicht wehte: der größte Teil der Stadt wäre sonst in Asche gelegt worden.

Erst am andern Morgen, nach banger, langer Nacht, traf der Befehl zum bewaffneten Vorgehn von Santiago ein. Mit diesem kam auch gleich von dort her Militär, ebenso von andern Garnisonorten des Landes. Aber wie war inzwischen gehaust, welcher enorme, in ungeheure Summen gehende Schaden an Eigentum angerichtet worden! Und wie viele Menschenleben mochte nicht diese eine Nacht gekostet haben! Die Zahl der Toten und der Verwundeten konnte nie festgestellt werden; überdies hatte ja auch die Mehrzahl der Verwundeten alle Ursache, sich verborgen zu halten.

Der Belagerungszustand wurde über Valparaiso verhängt, die Hügel, auf denen die Europäer wohnten, durch Militär abgesperrt; Patrouillen durchzogen die Stadt, auf deren Plätzen das Militär bivakierte; Kanonen waren hier und da aufgepflanzt. In der Stadt, auf dem Malecon sah es schlimm aus. Überall das Bild der Verwüstung, graufiger Zerstörung und Plünderung. Tagelang waren die Blutspuren noch in den Straßen, monatelang die Ruinen der Brandstätten zu sehen. Das Gebäude des Mercurio mußte z. B. viele Wochen hindurch Tag und Nacht militärisch bewacht werden, da die Furcht vor Wiederholung der Greuel nur zu berechtigt war.

An komischen Zwischenfällen fehlte es natürlich in dieser Zeit der Tragödie nicht. So konnte man in den ersten Tagen nach dem niedergeworfnen Aufstande nach sechs Uhr Abends den deutschen Klub nicht mehr verlassen. Das Warum war nicht zu verstehn. Zwei Herren hatten sich verspätet und wollten nach Hause. Die Wache ließ sie nicht durch. Sie reklamierten und verlangten, vor den Offizier der Abteilung geführt zu werden. Diesem gegenüber betonten sie, daß sie als fremde Herren (Caballeros) das Recht hätten, zu passieren. Der Offizier entgegnete: „Ich sehe wohl, daß die Herren mehr oder weniger ehrenhafte Fremde (mas o menos honrados) sind, aber Sie können nicht fort.“ Die Herren mußten nun wieder in den Klub zurück und in dessen hierzu gar nicht eingerichteten Räumen die Nacht zubringen. Die Frage aber, wer von den beiden der mas (mehr) oder menos (weniger) honrado sei, gab Anlaß zu viel Spaß und Spott.

Die Revolution vom 12. und 13. Mai 1903 zeigte so recht deutlich die Ohnmacht und Zerfahrenheit der regierenden Behörden des Landes.

* * *

Endlos groß hinwogendes Meer, wer bist du?
Aus Versehen entfesselte, rohe Urkraft?
Oder gab ein Gott, ein Gesetz dir dieses
Amt der Verteilung?

Doch umsonst mit sterblichem Mund beschwör ich
Sene Geister über den Wassern schwebend;
Frag umsonst . . . du speist an den Strand als Antwort
Trümmer und Leichen.

Leuthold

Die Nacht vom 1. auf den 2. Juni 1903 war angebrochen, eine dunkle, mond- und sternenlose Nacht, die über der bangen Erde lagerte wie die Ahnung kommenden Unheils. Schon am Morgen waren heftige Regengüsse niedergegangen; am Nachmittag hatte die Wetterwarte der Marinestation einen schlimmen Witterungsturz angezeigt; jetzt aber, in der undurchdringlichen Finsternis der ersten Nachtstunden, begann der an der Westküste Südamerikas in den Wintermonaten, Mai bis August, so gefürchtete Nordwind in ungeahnter Heftigkeit zu wehen, riesige Meereswogen in die offene, schutzlose Bucht von Valparaiso zwängend und mit solcher Wucht gegen den langgedehnten Hafendamm, den sogenannten Malecon, schleudernd, daß ein großer Teil der dort lagernden Waren, schwere Kisten und Ballen, wie Sandkörner weithin zerstreut wurden. Alles Leben in Stadt und Hafen stockte. Man begann schlimmes zu fürchten.

Der Regen prasselte hernieder, als hätte der Himmel alle seine Schleusen geöffnet; er klatschte auf die Dächer aus Wellblech und rauschte, entfesselten Bergbächen vergleichbar, durch die Straßen der auf zahllosen Hügeln erbauten Stadt hinab zum schäumenden, brandenden, tosenden Meere. Immer fürchterlicher heulte der Sturm, sodaß die Häuser auf den Hügeln in ihren Grundfesten bebten und wankten; unten aber in der Bucht zerzten die vielen Schiffe, Dampfer und Segler, vom entfesselten Orkane hin und her geschleudert, an ihren Ankerketten; ihrer viele wurden losgerissen und trieben, Notsignal auf Notsignal abgebend, von den unbarmherzigen Wellen geschüttelt, gegeneinander oder gegen das Ufer.

Schauerlich hallte der Hilferuf der Bedrängten durch die schwarze Nacht, während die haus hohen Wogen die Ufer überfluteten, bis zum vierten Stockwerke der nächsten Gebäude emporzuschlugen, die Waren auf dem Malecon zerstreuten und zerstörten, die Eisenbahnschienen brachen, riesige Quadersteine losrissen, die Triumphbogen stürzten, die kurz zuvor dem Besuche der Brasilianer zu Ehren errichtet worden waren, und die elektrischen Bogenlampen knickten, die den Hafendamm erleuchtet hatten. Wer sollte, wer konnte retten bei der entfesselten Wut der Elemente, ohne Licht, in der undurchdringlichen Finsternis?

Die fest verankerten chilenischen Kriegsschiffe sowie der zum Besuch gekommene brasilianische Kreuzer „Almirante Barroso“ kümmerten sich um die Not ihrer Brüder sehr wenig. Ja nicht einmal der Scheinwerfer eines dieser Schiffe trat in Aktion, um auf diese Weise wenigstens einigen Beistand zu leisten; eine merkwürdige Illustration zu den kurz vorher geschwungenen Reden gegenseitiger Hilfe und aufrichtigster Brüderlichkeit.

Gegen vier Uhr am Morgen hatte der Orkan seinen Höhepunkt erreicht; eine Stunde später war seine Wucht gebrochen. Nicht so die Wogen. Der in seinen tiefsten Tiefen aufgewühlte Ozean grollte weiter und sang mit eherner Stimme das Grablied vieler wackerer Menschen.

Der bleiche Morgen beschien ein furchtbares Bild der Zerstörung. Der mehrere Kilometer lange Malecon war in seinem Hauptteil ein großer Trümmerhaufen. Riesige Balken, gewaltige Quadersteine, zerbrochene Eisenbahnschienen, zerstörte Waren, aufs Land geschleuderte Fischerboote, alles lag durch- und übereinander, zerbrochen, unbrauchbar gemacht. Eine zerstörende Hand hatte nach dem gegriffen, was Menschen mit vieler Mühe geschaffen hatten. Der Schaden

wurde auf Millionen berechnet. Nichts war an seinem Orte geblieben. Gewaltige Bojen aus Eisen waren durch die ungeheure Gewalt der Wogen losgerissen und bis in die Stadt hineingeschleudert worden, Teile zerstörter Boote und Schiffe trieben auf dem Wasser, und hart am Ufer lagen, gescheitert, umgestürzt, ein Spiel der Wellen, die einst so stattlichen Segler Foyledale (englisch) und Chivilingo (chilenisch), mit zerrissenem Tafelwerke, zerbrochenen Planken und weithin zerstreut die Waren, die sie geführt hatten. Nur ein Teil ihrer Besatzung konnte unter großer Gefahr und mit Aufbietung aller Kräfte erst beim Lichte des grauenden Morgens von einem Rettungskorps in Sicherheit gebracht werden, die übrigen ertranken. Verschwunden war der zur Ausfahrt bereite Dampfer Arequipa von der südamerikanischen Dampfergesellschaft, verschwunden das Baggereschiff Holanda, mehrere Barken und andre Fahrzeuge; wo waren sie geblieben? War das Unglück noch nicht groß genug? Sollten so viele Menschenleben zu beklagen sein?

Leider bestätigte sich der Verlust dieser Schiffe wirklich. Das Meer trieb Leichen an das Land — man erkannte in ihnen Passagiere der Arequipa. Endlich hörte man auch von einigen Geretteten — bloß sieben an der Zahl! In den düstersten Farben malten sie die furchtbaren Stunden, die sie, den sichern Tod vor Augen, auf dem sich immer mehr mit Wasser füllenden Dampfer verbracht hatten. Der Sprung in die schäumenden Fluten hatte ihnen Rettung gebracht. Wie viele aber werden sich vergeblich den empörten Wogen anvertraut haben? Die Arequipa, eines der stattlichsten Schiffe der Gesellschaft, ist an seinem Ankerplage selbst, durch die Wucht der Wellen zerschmettert, gesunken. Hundertunddrei Menschenleben sind damit auf einen Schlag vernichtet worden.

Wie viele Opfer mag wohl das Meer in dieser einen Nacht gefordert haben? Wie viele blühende Leben mag es eingehüllt haben mit naßkaltem Bahrtuch? Eine genaue Berechnung war nie möglich. Schauernd fragt man nach dem Warum? Wozu all die Vernichtung? Wir fragen umsonst:

Du speist an den Strand als Antwort
Trümmer und Leichen!

8. Über Chiles Politik, Handel, Wandel und Allgemeines

Die Politik ist das Unglück Chiles. Mit diesen wenigen Worten ist eigentlich schon alles gesagt. Zur nähern Erklärung will ich aber etwas weiter ausholen. Die Republik Chile wird von einem Präsidenten regiert, der auf eine Amtsdauer von fünf Jahren gewählt wird. Ihm zur Seite steht ein aus der Mehrheit der Volksvertretung (Diputados) hervorgegangnes Ministerium. Die eigentliche Regierung bildet aber tatsächlich die Kammer der Deputierten, die aus etwa fünfundsiebzig Köpfen besteht. So ein „Diputado“ hat zunächst nur sein persönliches Wohl im Auge, d. h. die Bereicherung seines eignen Beutels auf Kosten des Staats. Zu diesem Zwecke schließt er sich mit andern Gleichgesinnten zu einer Gruppe zusammen, die unter den verschiedenen Flaggen als sogenannte Radikale, Konservative und Liberale segeln, aber alle mit derselben Absicht: ans Staatsruder zu gelangen, koste es, was es wolle, und sich und seinem Anhange alle Vorteile zu verschaffen, die eine hervorragende, gewalt-

und einflußreiche Stellung eo ipso mit sich bringt. Diese Absicht, ebenso krankhaft wie unüberwindlich, beherrscht den Volksvertreter, der seine Wahl meist nur durch „Stimmenkauf“ erlangt hat, beherrscht die ganze Partei, heiße sie sich nun, wie sie wolle. Alle politischen Fragen des Landes wurzeln nur in diesem leidenschaftlichen Verlangen, sich der Gewalt zu bemächtigen. Dieses Streben ist das Grundübel, woran die modernen Demokratien alle mehr oder weniger krankten. Die gewöhnlichsten administrativen Angelegenheiten, die klarsten, offenkundigsten Interessen des Volks — sie alle werden in Chile in persönliche, in politische Fragen umgewandelt. Vor keinem Mittel, sei es auch noch so schlecht, schreckt der Streber nach Macht zurück. Lüge, Verleumdung, Beschmutzung derer, die dem „Streber“ im Wege stehn, Betrug, Bestechung — alle diese Mittel heiligen den Zweck. Es ist die Praktik aller gegen alle. Dazu kommt im Lande des Kondors noch als sehr erschwerender Umstand der Mangel an der elementarsten politischen Bildung. Dieser Mangel wirkt auf das Partei- leben noch weiter zersezend ein. An die Stelle früherer Stabilität in der Regierung ist heute die größte Unbeständigkeit und Unsicherheit getreten. Die Regierung Miescos — so heißt der gegenwärtige Staatschef — hängt förmlich in der Luft zwischen den Angriffen der an das Staatsruder strebenden Opposition einerseits und der permanenten Unzufriedenheit der aus der Staatskrippe nicht satt zu machenden Kammermajorität andererseits. Jeder dieser Volksvertreter glaubt steif und fest, daß nur er allein der Mensch sei, der das Land würdig, d. h. zu seinem eignen Nutzen regieren könne. Aus dieser Meinung, die das Produkt grenzenlosesten Egoismus ist, entspringen die ewigen Angriffe auf die Regierung, wie auch auf die jeweiligen Minister. Alles wird als politische Waffe benutzt: die örtlichen wie die allgemeinen Angelegenheiten, die nationalen wie die internationalen Fragen, seien sie auch noch so dringend, noch so brennend — gleichgiltig, sie dienen den beutegierigen Menschen nur als Fallen zum Sturze der Obersten, als das beste Mittel zum eignen Emporkommen. Daß dadurch das ganze Staatsleben lahmgelegt wird, braucht nicht weiter hervorgehoben zu werden. Jede Maßregel, jeder Plan der Regierung, die ganze Gesetzgebung, alles, was Volk und Land nützlich werden könnte, dient den „Diputados“ nur als ein Hinterhalt zu erneuten Angriffen. Daß diese chronisch gewordne politische Anarchie des Landes auch auf Handel und Wandel ungünstig einwirken muß, ist klar. Aber noch hält der natürliche Reichtum Chiles, seine großen Einnahmen aus dem Salpeterexport das Staatsschiff über Wasser. Während das benachbarte Argentinien anfängt, sich aus schwierigen Finanzverhältnissen früherer Zeiten langsam zu guten, gesunden Zuständen herauszuarbeiten, sinkt Chile umgekehrt aus einst blühenden Finanzen, aus einer einst tadellosen Verwaltung mehr und mehr in krankte Verhältnisse hinab, aus denen ein Wiederemporkommen schwierig, wenn nicht gar unmöglich ist. Sieht man, wie die Gelder des Staats geradezu verschleudert werden, so erscheint die Hoffnung auf Gesundung ausgeschlossen. In den letzten zehn Jahren haben sich die öffentlichen Ausgaben Chiles mehr als verdoppelt, ohne daß sich die Einkünfte der Republik vermehrt hätten. Im Jahre 1893 beliefen sich die gesamten Ausgaben auf 63 Millionen Pesos; im Jahre 1902 auf über 134 Mil-

tionen! Und dabei blieben sich die Einnahmen mehr oder weniger gleich, ja sie nehmen eher langsam ab, wie zum Beispiel die aus dem Salpeter, der Hauptquelle des ausländischen Goldzuflusses.

Das Anwachsen der Ausgaben eines Landes kann sich, wie ein Chilene im Mercurio, Valparaiso, 9. September 1903, ganz richtig sagt, rechtfertigen, wenn die Bürger umgekehrt in progressivem und proportionellem Maße Wohltaten des Staats dafür entgegennehmen dürfen. Das aber ist in Chile nicht der Fall. Im Gegenteil! In den zehn Jahren, wo sich die Ausgaben mehr als verdoppelt haben, wurden zum Beispiel keine nennenswerten Bahnbauten ausgeführt, ebensowenig die so dringend nötigen Verbesserungen der Häfen, besonders des von Valparaiso, vorgenommen, die Ausgaben für die öffentlichen Schulen nicht vermehrt, nichts getan für die so wichtige Frage der Kolonisation, ebensowenig für die Hebung des materiellen und des moralischen Loses des Volkes. Einigemal drohende Epidemien preßten dem Staatsbeutel für die Hygiene bescheidne Summen ab. Die Vermehrung der Ausgaben steht mit der Vermehrung öffentlicher Ämter in der engsten Beziehung. Unheimlich ist die Zahl der Personen, die, ohne das Geringste zu leisten, auf Staatskosten unterhalten werden. Und diese Zahl unnützer Broteßer ist in fortwährendem Wachsen begriffen. Der Ackerbauminister gab 1904 im Kongreß offen zu, daß die Hälfte der Gesamteinnahme des Staats im Bezahlen von Gehältern und Pensionen aufginge. Die Folgen einer solchen Wirtschaft machen sich überall sichtbar. Alle Voranschläge (presupuestos) kommen nie in ein Gleichgewicht, und die jährlichen Defizite können nur durch neue Anleihen gedeckt werden. Sa trotz dem Verkauf von Kriegsschiffen haben sich die Finanzen Chiles nicht gebessert. Diese Millionenverteilung in Ämtern, die wenig oder keinen Zweck haben, diese Pseudobeamten aller Arten haben das Land korrumpiert. Irgendeine Ernennung zu irgend etwas, an die Staatskrippe zu kommen, auf Staatskosten sorgenfrei leben zu können, das ist die einzige und brennendste Frage, die die politischen Parteien bewegt und beherrscht. Die ganze öffentliche Verwaltung des Landes, die Justiz inbegriffen, ist durch die Überhandnahme der Ämter ungeheuer kostspielig und komplizierter als je geworden. Zu dieser Kompliziertheit gesellt sich noch die Mangelhaftigkeit und die Gewissenlosigkeit. Aber wo liegt der Ausgang aus diesem Übel, das die ganze moralische wie materielle Existenz der Nation mehr und mehr in Frage zu stellen droht? Auf diese Frage gibt es nur eine Antwort: Weg mit der elenden Politisiererei, mit dieser Diputado-regiererei! Mit eisernem Besen muß der Augiasstall der Kammer gereinigt werden! An die Spitze des Staats einen einzigen, zielbewußten Willen eines tatkräftigen, rücksichtslos gegen alle Widersacher des öffentlichen Wohles vorgehenden Mannes, der auch vor der Anwendung der äußersten Gewaltmaßregeln nicht zurückschreckt. Das Land des Kondors braucht heute einen Präsidenten wie Porfirio Diaz von Mexico. Und daß es einen solchen bald finden möchte, wünsche ich in seinem eigensten Interesse von Herzen. (Fortsetzung folgt)

